

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-31693-9

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf

www.fischerverlage.de.

Paul Monette

Coming Out

Die Geschichte eines halben Lebens

Aus dem Amerikanischen
von Christel Dormagen

Wolfgang Krüger Verlag

Dies ist eine wahre Geschichte. Zum Schutz ihrer Privatsphäre sind die Namen der meisten Personen ebenso verändert worden wie einige Fakten, die sie und die Ereignisse betreffen, die hier erzählt werden.

Wir danken dem Rowohlt Verlag für die Abdruckgenehmigung
von Walt Whitman, *Ich höre, daß man mich anklagt*, aus:
Grashalme. Übersetzung: Rans Reisinger © Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg, 1956

Jim Webb, *Do What You Gotta Do*,
© 1967 by Charles Koppelman Music /
Martin Bandier Music / Jonathan Three Music Co.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1992
unter dem Titel *Becoming a Man. Half a Life Story*.
im Verlag Harcourt, Brace, Jovanovich, New York
© 1992 by Paul Monette
Deutsche Ausgabe:
© 1993 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Umschlaggestaltung: Buchholz / Hinsch / Hensinger
Satz: Fotosatz Froitzheim, Bonn
Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 1994
ISBN 3-8105-1243-5

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier

Ich höre, daß man mich anklagt, ich wolle Institutionen zerstören,
Aber in Wahrheit bin ich weder für noch gegen Institutionen.
(Was überhaupt hab ich mit ihnen gemein? oder was mit ihrer
Zerstörung?)

Einzig und allein begründen will ich in Mannahatta und in jeder
Stadt dieser Staaten im Inland und an der Seeküste
Und in den Feldern und Wäldern und über jedem Kiel klein oder
groß, der dies Wasser furcht,
Ohne Bauwerke, Regeln, Verwalter und ohne jeden Beweisgrund
Die Institution der innigen Liebe von Kameraden.

Walt Whitman
(1860)

Für meinen Bruder
der den aufrechtsten Gang von uns allen hat

Und für Winston
mit dem ich selbst in der Finsternis noch tanzen kann

Eins

Alle anderen hatten immerhin eine Kindheit – in der sie getriezt und gehätschelt wurden und die ganzen Tricks lernten. Jedenfalls schien es mir so während meiner ersten fünfundzwanzig Jahre, die ich als heimlicher Lauscher verbrachte, der sein Leben mit Geschichten männlicher Heteros ausstaffierte. Erst hatten sie ihre strahlende Knabenzeit, die sie stark machte und für den Sprung über den Graben zum Jugendalter wappnete, wenn die eigentlichen Männlichkeitsriten beginnen. Ich quetschte sie danach aus, so oft ich konnte, ließ beiläufig eine Frage einfließen, während ich ausgestreckt auf dem Rasen in Andover lag und unter den wogenden Ulmen Lateinaufgaben für sie erledigte.

Und jedes Jahr taten sie einen weiteren Sprung nach vorn, ließen mich im Staub zurück, und all meine Türen blieben geschlossen, jede mit einem neuen und noch stärkeren Riegel. Bis zu meinem fünfundzwanzigsten Lebensjahr war ich der einzige Mann ohne eine eigene Geschichte, den ich kannte. Damals hatte ich mich schon längst damit abgefunden, daß ich nie etwas erlebt hatte und auch nie erleben würde. Diese Gefühle kommen im versteckten Kämmerchen, wenn man erst mal sein Nest darin gemacht und gelernt hat, es sein Zuhause zu nennen. Selbstmitleid wird zum Sauerstoff.

Ich spreche hier ausschließlich für mich, wenn auch nur deshalb, weil ich den Frauen und Männern, die zur Familie gehören, nicht das Bleigewicht meines Selbsthasses aufbürden will, jenes spezielle türlose Zimmer meines inneren Exils. Doch mit der Zeit habe ich begriffen, daß sich all unsere Geschichten zur selben Art von Ge-

fangenschaft summieren. Die Selbsttäuschung der Einzigartigkeit. Das faule Vorspiegeln, wir wären genauso wie sie. Das Ausmerzen all unserer Leidenschaften, bis wir nur noch ein Haufen Eunuchen sind und unsere Vergnügungsmöglichkeiten in Feindeshand. Vor allem aber die Bauchrednerei, das Geschick, mit dem man als Hetero auftritt. Welch gehorsame Sklaven geben wir ab, mit welch sauberen Zimmern.

Jetzt, mit sechsundvierzig und dem Tod täglich zentimeterweise näher, begreife ich endlich, wie sehr unsere Leben sich im Kern gleichen, wenn auch nicht in den jämmerlichen Einzelheiten. Ich schaudere immer noch in einer Art überraschter Freude, wenn ein Schwuler oder eine Lesbe erzählen, wie sie mit knapper Not jener Totengruft des Verstecks entkommen sind. *Ja ja ja*, sagt eine Stimme in meinem Kopf, *genau so war es bei mir*. Wenn wir dann gemeinsam lachen und im berauschenen Kreis der Freiheit tanzen, sind wir endlich wirklich Kinder, weil wir zu guter Letzt doch noch erwachsen geworden sind. Und jedesmal, wenn wir tanzen, schrumpfen unsere Feinde wie die Hexe in Oz, sie schwinden dahin – die Nazi-Päpste und ihre pompösen Lakaien, die spatzenhirnigen Politiker, die durchgeknallten Fundamentalisten und ihr Buch der Lügen.

Sicherlich sind wir nicht die endgültigen Sieger. Völkermord ist immer noch der Nationalsport männlicher Heteros, vor allem in diesem Alptraumjahrhundert. Und der AIDS-Tod umgibt mich überall, er wuchert in den Straßen dieses kaputten Landes. Letzten September habe ich einen weiteren Liebsten begraben, Stephen Kolzak – gestorben an Schwulenhaß, von barbarischen Priestern und elenden Bürokraten ermordet. Es ist also kaum von Bedeutung, ob ich je Kind war oder nicht. Doch jede Erinnerung wird jetzt, da wir die Geschichte unserer Familie zusammentragen, zu einer Art Manifest. Unsere Erfahrungen sind lange genug mit uns gestorben. Wir haben vor, so etwas wie eine Landkarte zu hinterlassen, einen Schlüssel für jene Schwulen und Lesben, die nach uns kommen – damit sie nicht in den Lügen ertrinken und im Haß, den der Kadaver Amerikas unablässig wie Eiter absondert.

Ich stamme nicht aus der Vergangenheit, ich stamme aus dem Jetzt, aus dem Kessel der Heimsuchungen. Als die Tore der Lager endgültig niedergerissen waren, kamen die Juden Europas nicht länger aus Polen und Holland und Frankreich. Sie kamen aus Auschwitz und Buchenwald. Und deshalb werde ich nie begreifen, wie die Heteros uns haben einfach so sterben lassen können – Jahr um Jahr, als Kollaborateure aus Gleichgültigkeit –, wenn ich nicht meine eigene schwule Reise nach Indizien dafür durchforste.

Warum hassen sie uns? Warum fürchten sie uns? Warum wollen sie, daß wir unsichtbar sind?

Ich traue meinen eigenen Antworten nicht mehr. Ich bin zu unbeherrscht in meiner Wut, zu fixiert aufs Paradies. In letzter Zeit ertappe ich mich allerdings dabei, wie ich die Vergangenheit durchkämme, wie ich schlaflos träume und über meine Männer nachgrübele, die Schwulen und die Heteros und die Weder-Nochs. Irgendwo sitzt da ein Grauen vor der Liebe, und um das Tier in sich zu töten, lassen sie es an uns aus. Was nicht heißt, daß ich mich nicht selbst dafür kasteie, daß ich die Welt zweiteile in wir und sie. Ich weiß, daß die guten Typen nicht alle schwul sind und die übeln nicht alle heterosexuell. Das ist es, wonach ich forsche. Ich möchte wissen, was einen Mann ausmacht, unabhängig von Gruppenzugehörigkeit oder Geschlecht.

Ich möchte es mal so sagen. Einen Monat, nachdem Stevie gestorben war, fuhr ich rasend vor Schmerz drei Tage lang durch die Normandie. Im kristallklaren Oktoberlicht wanderte ich den Küstenabschnitt der Operation *Omaha* entlang, erlebte die Landung von einem deutschen Bunker aus und stieg dann über eine falsche Wiesenidylle hoch zum weißen Feld amerikanischer Kreuze. Amerikanische Erde in der Tat, dieser Friedhof am Meer. Und nicht einmal durch Reagans SS-Besuch von 1984 besudelt. Reagan, der keine Ahnung vom Unterschied zwischen den Toten dort und den Toten von Bitburg hatte. Du kannst die Normandie nicht ohne D-Day abhaken. Nach *Omaha* liegt ein Glanz von Blutbad und Heldentum über dem Weideland. Die Geister der Soldaten, die die Welt für eine Zeitlang vom Bösen befreiten.

Zwei Tage später landete ich in Caen, wo sie ein Friedensmuseum auf dem Gelände errichtet haben, das achtzig Tage lang Schauplatz einer Schlacht mit drei Millionen Männern gewesen war. Wochenschau-Ausschnitte und Felduniformen, Lebensmittelkarten, Dechiffriermaschinen, gelbe Sterne und rosa Dreiecke. Du siehst alles vor dir, wie eine sehr langsame Bombe, vom Ende des Ersten Weltkriegs an: Den Wahnsinn der Macht, bis alles in Stücken liegt. Betäubt schreitest du von Jahr zu Jahr, von Land zu Land, hilflos wie ein Jude, ein Zigeuner oder ein Schwuler.

Und mitten im Zentrum der Anlage gibt es diesen besonderen Raum, dessen zwei Längswände mit Bildern vollgehängt sind. Rechts sieht man die Kollaborateure, Männer – lauter Männer natürlich –, die sich als Marionettenregierungen der Nazis hergaben. Vichy und Belgien und Dänemark, ganz Europa wurde von speichelleckenden Männern mit toten Augen und fetten Krawatten regiert. Und alle mit jenem Grinsen, das den Knorpel zwischen ihren Zähnen sehen lässt. Auf der linken, gegenüberliegenden Wand finden sich die Führer der Resistance – auch einige Frauen –, und sie sehen schlank und herausfordernd und *lebendig* aus. Europa im Gefängnis, die Welt implodiert, und diese Leute lächeln, weil sie nicht verlieren können.

Und genau das mache ich mit der Vergangenheit, ich versuche herauszufinden, wer auf die linke und wer auf die rechte Wand gehört. Denn das scheint mir die Alternative zu sein: Kollaborieren oder Widerstand leisten. Die rechte Wand ist nicht nur schwul und lesbisch, und nicht alle sind raus aus dem Versteck. Ich kann die Welt meiner ersten zwanzig Jahre nicht nach den Gesetzen der Freiheit beurteilen, die nach *Stonewall** galten. Kein Mann war danach derselbe. Und ich weiß wohl, daß jede Ethik – die der Götter, an die ich nicht glaube, und die der weisen Männer, an die ich glaube – mich Vergebung lehrt. Doch wenn es das ist, was ich zu tun habe, dann muß ich zuerst lernen, nicht zu vergessen; lernen,

* Im Stonewall Inn, einer Homosexuellenbar in der Christopher Street, New York, hatte 1969 die Rebellion der Schwulen begonnen. (Anmerk. d. Übers.)

Licht in die letzte Dachkammer zu werfen, auf die Knochen eines begrabenen Lebens.

Sie gehört ohnehin nicht ausschließlich mir, diese Geschichte von einem Jungen aus den Wäldern, der es schaffte – weder mit ihren verlorenen Jahren noch mit dem Sieg. Denn ich bin auch der Abglanz von Roger und Stephen, jenen zwei Männern, derer ich mir am sichersten bin und die mir ihre Geschichte anvertrauten. Nirgendwo anders hätten wir einander begegnen können als draußen im Freien. Ob die Tatsache, daß man im Versteck sitzt, einen auf die falsche Wand, zu den Kollaborateuren, bringt, das zu entscheiden ist Sache der betreffenden Männer und Frauen. Ich zumindest kann mir ein verstecktes Leben gar nicht mehr vorstellen, es ist für mich kein wirkliches Leben mehr. Wenn du endlich draußen bist, hat plötzlich ein Schmerz aufgehört, und du weißt, dieser Schmerz wird niemals wiederkehren, wie viel du auch verlierst und wie furchtbar du auch stirbst. Eines weiß ich jedenfalls: Diejenigen, die noch im Schrank sitzen, werden die Geschichte falsch verstehen, wie immer ich sie auch erzählen mag. So falsch wie ein Kardinal oder ein scheißfressender republikanischer Junggeselle. Und gerade das Wissen darum, wie falsch sie mich verstehen werden, treibt mich an.

Und mein Wort steht gegen die Bilder – jene Pfadfinder-Schnappschüsse mit ihren gezackten Rändern aus den 40ern. Ich sehe wie ein Kind aus, ich lache sogar. Im Vorgarten der Elm Street, fünf Minuten vom Ort entfernt, und ziehe den Bernhardiner an den Ohren, der See-Soo heißt. Ich bin zwei oder drei, und der Hund neigt zu Bissigkeit, außer bei mir. Ich kann mit ihm machen, was ich will, ihn knuffen, auf ihm reiten, ihn am Pelz zupfen, und er nimmt es hin wie ein riesiger Teddybär.

Das ist auch die Zeit meiner Sing- und Tanzphase auf dem Esstisch, wo meine Lieblingstante Grace mich abgesetzt hat – später schlicht Auntie Mame. Der ich auf ewig dafür dankbar bin, daß sie mich mit vierzehn Jahren zur Aufführung von *Plötzlich im letzten Sommer* mitnahm – auch wenn sie sich nicht gern daran erinnert. Benommen und merkwürdig eingebildet tauchte ich wie-

der daraus hervor, obwohl ich nicht genau wußte, was mit Sebastian passiert war.

Das war im Theater von Andover, zwei Häuser hinter der katholischen Kirche, die wiederum unmittelbar an das Lagerhaus von Boston & Maine grenzte. Diese Geschichte, in der zwanzig Jahre lang nichts passiert, hat sich hier in Andover, Massachusetts, ereignet. Damals eine Kleinstadt, heute ein Vorort von Boston. Gegründet wurde sie 1646 von bleichgesichtigen Puritanern, deren Nachkommen offenbar heute noch leben, mit ihren eingefallenen Wangen von Pfennigfuchsern. Die einzige Erregung, die sie sich einst gönnten, war das Kratzen der Wollsachen, die sie trugen, sommers wie winters. Auf seine Weise hübsch, jenes Andover, mit seinen weit ausladenden Bäumen, die die weiß bezäunten Straßen überwölbten, Ulmen, Ahorn und Kastanien. Die Umgebung bestand damals noch aus einem Flickenteppich von Obstgärten und schlafzimmergroßen Friedhöfen im Kolonialstil. Und immer die Wälder am Ende jeder Straße, das stille Echo der Schritte des Roten Mannes, weit hinaus bis zum Cochicowick-See. Auf den Fensterbrettern der Kinderschlafzimmer hättest du immer eine Reihe steinerner Pfeilspitzen gefunden, aufgesammelt im Wald hinterm Haus.

Zehn Meilen westlich von Salem war es, wo sie ein halbes Hundert Hexen verbrannt haben, vor allem Schwule und Lesben. Und es war fünf Meilen nördlich von Reading, wo Charles Stuart das unvollkommene Verbrechen, die rituelle Schlachtung seiner schwangeren Frau, plante. In jeder Stadt in Massachusetts gibt es eine Lizzie Borden*, die auf ihre Zeit und ihr Beil wartet. Meist sind die Leichen hinter der Scheune begraben. Gute fünfzehn Meilen nördlich von Boston, und damit Lichtjahre entfernt. Wenn die Leute in Andover sagten, sie führen nach Boston, klang es nach einem Dreitage-Treck mit dem Ochsenkarren. Du fuhrst nur für ein Red Sox-Spiel in die Stadt oder um dich ins Nachtleben am Scollay Square zu stürzen.

* Lizzie Borden soll 1892 Vater und Stiefmutter mit der Axt erschlagen haben.
(Anmerk. d. Übers.)

Nicht die geringste Erinnerung an das Leben in der Elm Street, obwohl das Haus noch steht. Der Pferdestall ist allerdings kurz vorm Einstürzen, so sehr hängt das Dach durch. Wir wohnten oben über meiner Großmutter Lamb, die ihre lange Witwenschaft mit einem zweiten Ehemann gekrönt hatte – etwas Unerhörtes in jener Gegend, ebenso schändlich wie eine Scheidung. Eine Witwe hatte halbtot zu sein und auch so auszusehen.

Dieser Robert Lamb war nach dem Krieg von England herübergesegelet, um einen Rolls-Royce bei Andovers märchenhaft reichen Mühlenbesitzer abzuliefern. Dessen Landsitz mit seinem geäuerten Tor hatte selbst schon die Ausmaße eines regelrechten Waldes, und es hieß, er verfüge über ein Theater und eine Bowling-Bahn und ein komplett sogar mit Porzellan ausgestattetes Kinderspielhaus. Robert Lamb sollte eigentlich nur den ungeschickten Chauffeur in der Handhabung und Pflege jenes Schiffs von einem Auto unterweisen, doch die Frau des Mühlenbesitzers beschloß, daß zum Wagen ein echter britischer Akzent gehörte. Also blieb Lamb, fuhr den Wagen und wirkte so vornehm wie ein echter Landadeliger, während die Frau des Mühlenbesitzers verloren im Fond saß und einen leicht modrigen Eindruck machte.

Aber das ist nur die Geschichte, wie sie überliefert wurde, nicht meine eigene. Es könnten genausogut die *achtzehnhundert-40er* sein. Außer daß mein Vater gerade aus dem Krieg zurückgekehrt ist, neunmal Militärmision über Japan als Navigator. Er und meine Mutter waren Luftwaffenzigeuner – South Carolina, Texas, Neu-Mexiko –, die nichts lieber als zurück nach Neuengland wollten, wo die Jahreszeiten die richtige Reihenfolge haben. Ich werde einen Tag, nachdem sie in die Elm Street ziehen, geboren. Beide sind sie dreiundzwanzig, vier Jahre verheiratet, ein Pärchen schon seit High School-Zeiten. Paul und Jackie – auf den Fotos sieht er wie John Wayne in *Stagecoach (Ringo)* aus, und sie ist Irene Dunne in *The Awful Truth (Die schreckliche Wahrheit)*. Oder sind das nur ihre Lieblingsfilme?

Ich kann mich nicht erinnern. Und gefragt habe ich auch nie richtig, weil es nichts mit mir zu tun hatte. Wenn der Hund mich

übel traktiert hätte oder wenn ich vom Tisch gefallen wäre und mir den Kopf aufgeschlagen hätte, gäbe es vielleicht den Schimmer eines Hinweises. Dann wären die Kinderjahre der angemessene Vorbote dessen gewesen, was später kam. Statt dessen ist da nur diese fröhliche Überlieferung, ein gedoubletes Kind, das sich die Seele aus dem Leib singt, auf einem Pony reitet und über die flachen Gewässer des Old Orchard Beach paddelt. Nicht ich.

1950 haben wir dann unser eigenes Haus, in der High Street 116. Ein Fertighaus, von meinem Vater und meinen Onkeln gemeinsam zusammengenagelt. Der große Paul fährt einen Laster für die Cross Coal Company, und der kleine Paul sollte eigentlich im Kindergarten sein – nur bin ich es nicht. Nie hat mir das jemand zufriedenstellend erklärt. Ich bin im Oktober geboren, und Vierjährige durften noch nicht. Aber warum schickten sie mich ein Jahr später dann schon in die erste Klasse, obwohl ich grade erst fünf war? Es ist mir zwar egal, nur sitze ich mit meinem fünften Jahr total auf dem Trockenen, und der Nebel in meinem Gedächtnis wird dichter. Immer noch bin ich niemand.

War es die Zeit, als meine Mutter ins Krankenhaus ging, um sich den Blinddarm herausnehmen zu lassen? Auch das ist nur aus zweiter Hand, aber mein Vater erzählt mir verlegen, wie er mich zum Haus meiner Großmutter rüberfuhr, damit er zum Krankenhaus konnte. Wir kamen an einem Bergfriedhof vorbei, ich zeigte darauf und sagte: »Sie ist da drin, nicht?« Das ist der erste Satz, den ich wiedererkenne – das bin ich. Irgend jemand hatte mir zu erzählen vergessen, daß alles in Ordnung war. Beachte den düsteren Fatalismus, wie der Junge darauf wartet, sein furchtbares Wissen hinauszuschleudern: *Übrigens, Dad, was ich noch sagen wollte, ich weiß, daß sie tot ist.*

Das einzig Neue in der High Street 116 war der Fernseher, ein schneeiger Schirm von vier Zoll Durchmesser in einer Rumpelkammer und offenbar das erste TV-Gerät der Welt, wenn ich an die Mengen von Verwandten und Nachbarn denke, die sich ehrfurchtsvoll davor versammelten. Sogar durch den Schnee hindurch habe ich jene Bilder klarer vor Augen als meine Familie: Kate

Smith und Howdy Doody, und Dinah Shore für Chevrolet. Die ganze gespenstische Plattheit der 50er wurde da ausgebrütet. Der Nachkriegsdämmerzustand der Seele, die sich allem zuwandte, was nach guter Laune aussah. Jetzt, wo das Radio ein Auge besaß, würde es das ganze Sehen für uns erledigen.

Gab es Nachrichten? Wenn ja, sahen wir sie nicht. Ich kann mich nicht an Truman oder später an Eisenhower erinnern, aber vielleicht klappte es auch noch nicht so perfekt mit dem Draht zum Weißen Haus, zu jenem gefährlich aufgeblasenen Geschwätz aus dem Präsidentenbüro. Außerdem blieben all die Nachrichten, die zwanzig Jahre später meine Identität ausmachten, ungemeldet. Den zwei kranken Schwulen, die uns fertigmachten, als ich noch zu klein war, um es zu begreifen – Roy Cohn und J. Edgar Hoover –, wurde während der Rote-Gefahr-Paranoia freie Bahn gelassen; um von ihrem eigenen gierigen Verlangen abzulenken, erledigten sie Schwule und zerstörten Leben. Kardinal Spellman war der Dritte in der Homo-Todesschwadron, Abteilung Nachkrieg. Drei kleine Mama-Jungs, die aus ihrem Versteck dafür sorgten, daß der arische Traum von der Ausmerzung nicht ausstarb.

Mamas Junge. Wenn ich an High Street 116 denke, dann scheint es so, aber noch stammt alles vom Hörensagen. Die Friedhofsbermung schmerzt in ödipaler Unveränderlichkeit – *Wie kannst du es wagen, mir unter den Augen wegzusterben?* Dann der erste Schultag: Ich stand am Fenster des Klassenzimmers, untröstlich, wartete darauf, daß Mutter mich abholen kam. Hätte der Kindergarten geholfen? Verbrachten meine Mutter und ich das Jahr fünf statt dessen miteinander, in unserer eigenen Schule, in der ich die Angst vor dem Verlassenwerden lernte? Sehr viel später, als ich vierzig war und sie sechzig und am Sauerstoffgerät hing, schüttelte sie, von Gespenstern heimgesucht, wehmütig den Kopf: »Ich wünschte, wir hätten mehr Sonnenuntergänge miteinander betrachtet.«

Aber war es nicht eben das, was wir statt des Kindergartens taten?

Kurz danach – es muß vor dem November '51 gewesen sein – brachte sie mich einmal über den Parkplatz zur Schule, und sie fiel